



Thomas Gil

Stil und Situation

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2026
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-98859-195-1

Inhaltsverzeichnis

Stil und Situation	9
Situationen	14
»Occasion Sensitivity«	18
Situative Dialektik	22
Denkfehler	25
Das reflektierende Subjekt	30
»Originalism«	35
»Skills«	39
Kritische Philosophie	43
Revidierbarkeit	47
Gewissheiten	50
Metaphysik	53
»Meta-«	57
Die Frage nach dem Sein	59
Prozesshaftigkeit	63
Nichtexistierende Objekte	66
»Supererogation«	71
»So nahe wie möglich«	75
Praxis und begriffliches Denken	82
Geometrie und Poesie	84
Dantes »Commedia«	86
Widerstand und Ergebung	88

In verschiedenen Situationen, die letzten Endes sein Leben ausmachen, erlebt der einzelne Mensch »Welt«. Er ist ein Teil von ihr und ist gezwungen, auf eine bestimmte Art auf sie Bezug zu nehmen und sich zu verhalten. Bestimmt durch viele Bedingungen entwickelt er einen »eigensinnigen« Stil der eigenen Lebensgestaltung, nicht abstrakt, sondern konkret, situativ und in vielfältiger Bezüglichkeit.

Stil und Situation

Nach Jean-Paul Sartre sind wir »frei« in einem radikalen Sinne: wir haben zu »wählen«, wie wir handeln und wer wir sein wollen, wohlwissend, dass unsere Wahl »allgemeine« Folgen für alle anderen Menschen haben wird. Es gibt keine Natur, keinen Gott, die bestimmen könnten, welchem »Wesen« nach wir vorzugehen haben. Es gibt uns als Existierende und wir bestimmen und legen fest unsere Beschaffenheit, unser »Wesen«: also Existenz »vor« Wesen (zeitlich, ontologisch).

Die Freiheit, die uns ausmacht, ist nach Sartre keine Kompetenz, kein Ideal, sondern eine Bedingung, ein Zustand, eine Tatsache (»un fait«), eine Last: unser Ausgangspunkt, ob wir wollen oder nicht. Wir können uns im Sinne dessen, was Sartre »mauvaise foi« nennt, einreden, dass unsere Ausgangslage eine andere ist, dass wir bestimmt werden, dass unsere Lebensbedingungen festlegen, was wir machen können, und dass wir keine Alternativen, Optionen und Möglichkeiten haben. Aber »la mauvaise foi« ist ein Irrtum, eine Selbsttäuschung, falsches Bewusstsein. Wir sind frei und zur Freiheit verurteilt. Dies kann Sartre behaupten, weil er mit gutem Grund unterstellt, dass wir aus dem, was wir geworden sind und was Andere aus uns machen, aus dem »an soi« (aus »An-

sich«-Formationen) stets, reflektierend, ein »pour soi« oder »pour nous« machen können. Wir können immer »wählen«. Mehr noch: wir müssen wählen, und unsere Wahl ist nicht nur relevant für uns, sondern (in der emphatischen Sprache Sartres) auch für die Menschheit. Das heißt für Sartre, dass der Mensch »Projekt«, »Entwurf«, sein eigener Entwurf ist und dass es diesem Entwurf nichts maßgebend vorweg gibt. »Der Mensch ist nichts anderes als wozu er sich macht« (Sartre, 1968, 11). »Es gibt keine Vorausbestimmung ... der Mensch ist frei, der Mensch ist Freiheit ... Der Mensch ist verurteilt, frei zu sein« (Sartre, 1968, 16). Er ist verurteilt, »sich zu erfinden«. Deswegen ist er »nichts anderes als die Gesamtheit seiner Handlungen«, »... eine Reihe von Unternehmungen ... die Summe, die Durchgliederung, die Gesamtheit der Beziehungen ..., welche diese Unternehmungen ausmachen« (Sartre, 1968, 22f.).

Es ist konsequent, wenn Sartre dann moralphilosophisch die »abstrakten« Ethiken kritisiert, die mit Universalprinzipien, allgemeinen Regeln und Grunddogmen arbeiten und das reale, situationsbezogene Handeln des Menschen vernachlässigen. Am Anfang seiner »Cahiers pour une morale« hält Sartre eindeutig fest, dass es in der Moral nicht darum gehen kann, bei den beteiligten Subjekten ein moralisches Selbstzufriedenheitsgefühl entstehen zu lassen. In der Moral gehe es konkret um die

Beseitigung von ungerechten Situationen und um die Schaffung von guten Verhältnissen, also um gute Handlungen, die Gutes bewirken. Es geht um Sartres Beispiel aufzugreifen, darum, dass man den realen Durst tatsächlich löscht («supprimer la soif»), und nicht darum, dass man etwas zu trinken gibt, um sich wohl und gut zu fühlen («donner à boire ... pour être bon») (Sartre, 1983, 11). Was moralisch zählt, ist also der Vollzug von Handlungen, die etwas zum Guten verändern, Gutes realisieren, Verbesserungen tatsächlich bringen. Nicht das gute Gefühl oder das Gefühl des Gutseins beim Handeln, sondern »la réalisation de l'acte« zählt allein (Sartre, 1983, 25).

Seine eigene Haltung zur Kants Moralphilosophie beschreibt Sartre selbst: »Kant erklärt, dass die Freiheit sich selber und die Freiheit der andern will. Einverstanden, aber er erachtet, dass das Formale und das Universale genügen, um eine Moral zu gründen. Wir im Gegenteil denken, dass allzu abstrakte Prinzipien scheitern, wenn sie das Handeln bestimmen wollen« (Sartre, 1968, 32f.). Anders formuliert: In der Moral gehe es um das Allgemeine, dieses habe man allerdings als »universel concret« radikal zu denken und dazu sei erforderlich, »Geschichtliches« und dessen Widersprüche konsequent in Rechnung zu stellen, was Sartre in seiner »Kritik der dialektischen Vernunft« tun wird.

Eine »morale concrète«, wie Sartre sie anstrebt, muss Subjektives und Objektives zusammenbringen,

den »Entwurf« und die »Wahl« des Individuums mit objektiven Bedingungen und Verhältnissen, das handelnde Ich und die Welt. Deswegen kann sie nur eine »Situationsethik« sein, in der die Welt (geschichtlich aufgefasst) und das »pour-soi« (das zur Freiheit verdamnte reflektierende und negierende Ich) zusammengedacht werden. In »Situationen« kommen raumzeitliche Weltsegmente und (handeln müssende) Individuen zusammen. Anhand der gelungenen Formel Peter Caws' ausgedrückt: »situation« consists of ›for-itself plus world‹ and presupposes ›project« (Caws, 114).

Jean-Paul Sartres Begrifflichkeit wirkt pathetisch. Mittels einer solchen Begrifflichkeit und der sie begleitenden sogenannten »progressiv-regressiven Methode« vermag Sartre aber anhand einiger Individuen, deren Biographie er abfasst, empirisch zu zeigen, wie diese Individuen in einem Befreiungsprozess der Selbstwerdung Ausgangsbedingungen (ihrer »passiven Konstitution«) aufgreifen und transformieren, indem sie sich zu dem »machen«, was sie tatsächlich geworden sind. So vermag (nach der Rekonstruktion Sartres) Gustave Flaubert (der Versager und »Idiot der Familie«) »Schriftsteller« zu werden. Aus einer ursprünglichen Sprachschwäche erarbeitet sich nämlich Flaubert, für den das Leben eine Last und der bei der kleinsten Anforderung seitens der Außenwelt in Verstörtheit und Gleichgewichtsverlust fällt, eine Sprachkompetenz,

die ihn zu einem erfolgreichen Schriftsteller machen wird. Aus Ohnmacht, Krankheit, Überforderung und inneren Konflikten wird somit durch ein Vorhaben (durch einen Selbstentwurf) ein berühmter Schriftsteller, zu dem der leidende Flaubert sich selbst »gemacht« habe.

In der Tat: In bedingenden (nicht immer günstigen) »Situationen« müssen Menschen leben und überleben, handeln und entscheiden. Sie sind gezwungen, zu reagieren, sich »responsiv« zu verhalten. Und sie tun es, individuell verschieden, »eigensinnig«. Sie handeln und entscheiden. Dabei entsteht eine bestimmte Art, ein »Stil«, zu denken, zu handeln, zu entscheiden, zu sein.

Literatur

Caws, P., Sartre, London 1979.

Sartre, J.-P., Drei Essays, Frankfurt a.M. 1968.

Sartre, J.-P., Cahiers pour une morale, Paris 1983.

Situationen

»Situationen« ließen sich in lockerer Anlehnung an die in der »Situationssemantik« John Perrys und John Barwises zu findenden Begriffsbestimmungen als Welt- oder Wirklichkeitsausschnitte denken, in denen Individuen mit in Raumzeitgebieten existierenden Dingen oder Entitäten so zusammenkommen, dass etwas geschieht und Veränderung, Bewegung, Dynamik stattfindet. »Situationen« sind objektiver Natur. Es gibt sie aber nur, wenn und weil Menschen beteiligt bzw. involviert sind, die sie individuieren, beschreiben, typisieren und klassifizieren. Die Menschen schaffen sie nicht aus dem Nichts. Sie sind dennoch maßgebend für ihr Zustandekommen. Denn erst durch den menschlichen Bezug auf das, was es gibt und geschieht, gibt es sie so, wie sie jeweils profiliert werden.

»Situationen« erweisen sich als nützlich in vielen Bereichen: wenn man (biographisch) das Leben bestimmter Menschen charakterisieren will, in der Handlungsphilosophie und selbstverständlich in der Moraltheorie, wenn man gegenüber Prinzipien und dem, was sie tatsächlich leisten können, eine gewisse Skepsis hegt.

»Situationen« bestehen im Einzelnen aus diversen Eigenschaften der beteiligten Individuen, den

Eigenschaften der jeweiligen Dinge und Entitäten sowie aus den Relationen, die unter all diesen involvierten Faktoren zustande kommen. Situationen sind selten einfach, eher komplex vermittelt und voller Mehrdeutigkeiten, Ambivalenzen und Widersprüche.

Es ist sinnvoll im Sinne einer rationalen Problemlösungsstrategie zu unterstellen, dass Situationen eine bestimmte Gestalt oder Form (»shape«) haben, wie Jonathan Dancy es tut. Ähnlich wie Ronald Dworkin, der in seiner Rechtsphilosophie unterstellt, dass es für jede rechtliche Entscheidungssituation eine bestmögliche Lösung gibt, geht Jonathan Dancy davon aus, dass jede Handlungs- und Entscheidungssituation eine spezifische Gestalt (»shape«) aufweist, die für die Handelnden und Entscheidenden »maßgebend« ist. Dancy spricht von einem »normativen Realismus« und davon, dass wir in unseren Überlegungen (»in our reasoning to action«) mit der Normativität einer solchen Gestalt »konfrontiert« sind. Die Begriffe »Gestalt« und »shape« stehen dabei für die »relevant features and ... demands of the situation« (Dancy, 3f., 61).

Eine gewisse Ambivalenz prägt Dancys Formulierungen, wenn er beispielsweise davon spricht, dass »our deliberation reveals (we hope) a shape« bzw. »uncovers« die besagte »Gestalt« (Dancy, 61). Der Eindruck entsteht, dass die relevanten »Merkmale« und »Forderungen« unabhängig von uns existieren

und darauf warten, von uns abgebildet zu werden, und zwar durch »Begriffe« und in »Propositionen«, die lediglich den Charakter von »epistemischen Schatten« (»epistemic shadows«) hätten (Dancy, 94f.). Die Gestalt »determiniere«, heißt es weiter, unser Überlegen (»our deliberation« und »our reasoning«), wodurch unsere Reaktion (»the response adopted«) ebenfalls durch die entdeckte (»uncovered«) Gestalt »determiniert« werde (Dancy, 97). Solche und ähnliche Formulierungen könnten in einen kruden, unproduktiven Korrespondenz- und Widerspiegelungsrealismus münden, der einer Verzerrung des wirklich stattfindenden kognitiven Erfassungsprozesses gleichkäme. Bei einem solchen Überlegen und »reasoning« geht es vielmehr um ein aktives Erfassen, ein »grasping«, keineswegs um ein plattes schattenhaftes Abbilden oder Widerspiegeln »gegebener«, selbständiger Größen und Entitäten. Und ein solches Erfassen wäre Resultat der kognitiven »Sensibilität« und epistemischen »Responsivität«, welche erkenntniskompetente Subjekte auszeichnet. Nur wenn man auf eine solche kognitive Sensibilität (und nicht auf ihre Resultate und Derivate) fokussiert bleibt, lässt sich die Falle einer unfruchtbaren rigiden Kasuistik vermeiden, mit der das »situative« Denken häufig irrigerweise identifiziert wird.

Literatur

- Barwise, J., Perry, J., Situationen und Einstellungen. Grundlagen der Situationssemantik, Berlin 1987.
- Dancy, J., Practical Shape. A Theory of Practical Reasoning, Oxford 2020.
- Razinsky, H., Ambivalence. A Philosophical Exploration, London 2017.

»Occasion Sensitivity«

»Moralität« ist für Immanuel Kant eine Angelegenheit von Geboten und Verboten (»Imperativen«), die »unbedingt« gelten, von Handlungsanweisungen und Handlungsprinzipien (»Maximen«), die »kategorischer« (nicht »hypothetischer«) Natur sind, eine Angelegenheit von »Gesetzen«. Die Belegbeispiele, die man bei Kant findet, zeigen jedoch, wie vermittelt, voraussetzungsreich und bedingt das sogenannte »moralische Sollen« ist. Prinzipien sind zweifelsohne gut. Sie richten keinen Schaden an, wenn man in der Lage ist, zu erkennen, welche Funktion ihnen nur zukommen kann. Sie sind eher »illuminators«, welche Wege und Möglichkeiten zeigen, als »directors«, welche eindeutige Befehle erteilen. Als selbsternannte Repräsentanten bestimmter Prinzipien waren immer viele Menschen aktiv, die nicht nur ein bestimmtes Verhalten von Anderen fordern, sondern darüber hinaus erwarten, dass die Anderen »richtig« denken, wobei nur sie selbst aufgrund einer angeblich höheren Einsicht bestimmen können, was jeweils »richtig« ist. Wenn man sensibel genau registriert, wie sie in der jeweiligen Entscheidungssituation konkret Position beziehen, kann man zweierlei lernen: wie »bedingt« ihre Urteile doch sind und was Jean-Paul Sartre unter »mauvaise foi« nur meinen konnte.